Hans Franck

14
1929
Sächsische
Z 8°
2144
Landesbibl.

SLUB
Wir führen Wissen.

SLUB
Wir führen Wissen.

SLUB
Wir führen Wissen.

SLUB
Wir führen Wissen.

SLUB
Wir führen Wissen.

Bekenntnisse

Eine Schriftenfolge von Lebens- und Seelenbildern heutiger Dichter

Vierzehntes Heft

Herausgegeben durch die
Gesellschaft der Bücherfreunde zu Chemnitz

Hans Franck

Mein Leben und Schaffen

1 9 2 9

Gesellschaft der Bücherfreunde zu Chemnitz

Sä
Landesbibl...
27. MAI 1980
Dresden

Wir sind in wenigen Generationen von unten heraufgekommen. Ich sage das nicht aus Stolz, noch gar aus Beschämung. Ich sage es nur, um eine der reichsten besonderen Quellen meines Wesens und Wirkens zu bezeichnen.

Mein Urgroßvater war Leibeigener auf einem der vielen Rittergüter Mecklenburgs. Mein Großvater erzürnte sich mit dem Herrn Grafen. Da inzwischen die Leibeigenschaft aufgehoben war, so tat er, was noch seinem Vater völlig unmöglich gewesen wäre: Er wanderte aus. Und zwar in die eine Stunde weit entfernte Stadt. Dort wurde er Postillon und kutschierte statt der Pferde seines gräflichen Herrn die Gäule eines bürgerlichen Posthalters, der dem Staat vertragsgemäß die Bespannung für jene beträchtliche Anzahl gelber Gefährte liefern mußte, die Morgen für Morgen mit einem lustigen Hornlied in alle Himmelsrichtungen davonratterten. Großvater brachte es schließlich zu einem eigenen, neben dem riesigen Gehöft des Posthalters gelegenen, zweizimmerigen Häuschen. Mein Vater ist also auf dem Land noch geboren, aber in der Stadt herangewachsen, innerhalb jenes wallumhegten Häuserhaufens, den man in Mecklenburg Stadt nennt. Er kam zu einem der angesehensten städtischen Bürger in die Lehre. Das zwanzigjährige Dienst-

mädchen, welchem er — siebenundzwanzigjährig — als angehender mittelloser Dachdeckermeister die Hand zum Bund fürs Leben gab, war die Tochter eines Gutsschäfers, die man vor Jahresfrist des höheren Lohnes wegen in die Stadt verdingt hatte. Diesen Beiden — einem ernsten, strebsamen, unermüdlich fleißigen, rechnerisch ungewöhnlich begabten Mann und einer geistig beweglichen, weichmütigen, redegewandten, von ihrer ausschweifenden Phantasie ebenso schnell zu Himmeln hinaufgetragenen, wie in Höllen hinabgerissenen Frau — bin ich am 30. Juli 1879 als erster und einziger Sohn geboren.

Meine Kinderwelt war eng. Aber aus dieser Enge ergab sich nicht nur Bedrückung, sondern auch tausendfache, der Weite versagte Beglückung. Schauplätze meiner Jugend: Unser Haus, in dem außer uns noch drei Mieter wohnten, unser Hof mit Pappstall, Schieferschauer und Viehgelaß, die Straße, der Stadtwall, das Bachufer, unser Garten, die Weide, der Weidebruch, unsere Wiese, ein Spaziergang-gehölz vor dem Tor, der meilenweite, eine halbe Stunde entfernte Wald und die Schule. Im Freien — beim Laufen und Springen, beim Werfen und Klettern, beim Streichemachen und Prügeln — war ich der Letzte. Denn mein ungelenker, überlanger Körper war meinen nur geringen

Kräften nicht nach Wunsch zu Willen. In der Schule war ich Klasse für Klasse der Erste.

Mein Vater wollte, daß ich über ihn mindestens ebenso weit hinauskommen solle, wie er über seinen Vater, wie dieser über seinen Großvater hinausgekommen war. Seit ich in der untersten Klasse den ersten Platz errungen hatte, stand es für uns beide fest, daß ich studieren werde. Was — darauf wußten wir vor uns selber keine Antwort. Bedrängte uns ein Neugieriger darum, so sagten wir bald „Pastor" bald „Professor", heute „Oberlehrer" morgen „Doktor".

Als ich, gleich mehreren meiner Kameraden, die sechsklassige städtische Bürgerschule mit dem hauptstädtischen Gymnasium vertauschen sollte, lag mein Vater an einem chronischen Leiden schwerkrank darnieder. Der Tapfere wollte mir trotzdem sein Wort halten. Die Mutter aber, die alles in den schwärzesten Farben sah — zu Unrecht, wie sich erwiesen hat; denn mein Vater lebt als Siebenundsiebzigjähriger noch heute, und sie, die Siebzigjährige, hat vor kurzem mit ihm unter Anteilnahme der ganzen Stadt das Fest der Goldenen Hochzeit gefeiert — die Mutter nannte es Unrecht, mich einen Berufsweg betreten zu lassen, der für alle auf viele Jahre hinaus unabschätzbare Belastungen mit sich bringen müsse,

für sie und die Schwester, für den Vater und nicht zuletzt für mich. Sie widersetzte sich also dem Zukunftgläubigen. Mit ihrer ganzen ungestümen Leidenschaft rang sie, mich auf dem Fleck festzuhalten, bis zu welchem der Vater gelangt war. Dachdecker sollte auch ich werden. Da keiner vermochte, seinen Willen durchzusetzen, ergab sich ein Kompromiß. Man einigte sich darauf, daß ich Lehrer werde. Mich fragte niemand von beiden nach meiner Meinung. Denn ich war nur das Objekt dieses Kampfes. Als Subjekt wurde mir an ihm keine Beteiligung zugestanden.

So verbrachte ich fünf Jahre auf dem klösterlichen Seminar meines Heimatlandes, hinter Mauern in einem muffigen Internat: hundertfach gefördert — tausendfach gehemmt, tausendfach wahrheitsgemäß belehrt — millionenfach durch Unwissen und mit vollem Wissen belogen. Ein Theologe stand der Anstalt als Direktor hausordnungsgewaltig vor. Theologen unterrichteten in Fächern, für die sie keine Lehrbefähigung besaßen, deren Stoff sie sich in der Nacht vor der Unterrichtsstunde mühsam aus Büchern zusammenkarren mußten. Aber das Schicksal zeigte sich mir auch in diesen Jahren gnädig. Da ich als Internatzögling körperlich und geistig hungern mußte, beschenkte es das Herz überreich. Der Fünfzehnjährige fand den Freund, der Siebzehnjährige die Frau,

die bis auf diesen Tag in guten und schweren Stunden an seiner Seite geblieben sind.

Sobald ich das Seminar verlassen hatte, tat ich es meinem Großvater nach: Ich wanderte aus. Und zwar aus der Kleinstadt in die Großstadt, aus meinem angeblich vom Großherzog, in Wahrheit von mittelalterlichen Feudalherren regierten Heimatlande in die freieste der drei norddeutschen Stadtrepubliken, nach Hamburg. Dort bin ich zehn Jahre lang Volksschullehrer gewesen; zunächst an einer dunklen, dumpfen alten Hafenschule mit fragwürdigstem, auf Schritt und Tritt gefährdetem Kindermaterial; später an einer neuerbauten, großfenstrigen, hellfarbigen Vorortschule, die zur Mehrzahl von Jungen aufstrebender Eltern besucht wurde. Aber ich war in diesem Jahrzehnt nicht nur Lehrer. Ich war zugleich noch ein Anderes und wurde es von Jahr zu Jahr mehr: Schriftsteller. Schon im Seminar hatte ich geschrieben und zwar sowohl Kritiken wie eigene Dichtungen. Jene veröffentlichte ich unverzüglich unter einem Decknamen. Diese hielt ich zurück. Das ist auch in Hamburg so geblieben: Meine Kritiken und Aufsätze erschienen — nun unter meinem Namen — in immer angesehneren Blättern ganz Deutschlands. Meine Dichtungen — ein Drama, einen Roman, mehrere Novellen, Verse — verschloß ich in den Schreib-

tisch. Dort liegen sie, sorgsam gebündelt, noch heute unangerührt. Selbst da ich mir schon als Kritiker einen Namen errungen hatte, wußte die Öffentlichkeit nicht, daß ich ein Dichter sei; daß mir das Schriftstellertum nichts anderes bedeutete als den notwendigen Umweg zu meinem eigentlichen, unverrückbaren Ziel; daß ich vom Schicksal gezwungen war, diesen Zickzackweg zu machen, um mir durch unablässiges, Jahre fast völlig ausfüllendes Bücherlesen und Bücherbeurteilen aus eigener Kraft jenes künstlerisch geformte deutsche Bildungsgut zu erwerben, das mir kein Lehrer, keine Unterrichtsanstalt übermittelt hatte.

So erschien erst, da ich bereits ein Jahrzehnt in Hamburg als Lehrer und Kritiker tätig gewesen war, mein erstes dichterisches Buch, der Freundschaftsroman „Thieß und Peter". Mein erstes, inzwischen verschollenes Drama wurde vom Stuttgarter Hoftheater aufgeführt. Das erste Kind, ein Mädchen, wurde uns geboren. Mein zweites Drama „Herzog Heinrichs Heimkehr", das für den Volksschillerpreis in die engere Wahl kam, wurde — im Gegensatz zu dem ersten — nicht nur ein künstlerischer, sondern nach der Altenburger Uraufführung auch ein wirtschaftlicher Erfolg. Meine zweite Erzählung, der „Glockenfranzl", gelangte über das ausschweifende Wollen meines Erstlings hinaus zur beherrschten

Leistung. Nicht mehr des Zieles allein sondern auch des Weges gewiß, gab ich den Lehrerberuf auf und beschloß, nur noch meiner Berufung zu leben. Ich stand auf dem ersten Gipfel. Überselig warf ich die Arme gen Himmel, achtete des ausschreitenden Fußes nicht, strauchelte, stürzte ab, fand mich im Abgrund wieder.

Unser Kind erkrankte. Seine Krankheit sprang auf mich über. Unser Töchterlein starb. Ich schmeckte den Tod. Aber er nahm mich nicht hinweg. Jahrelang war ich krank. Nicht nur am Leibe. Sondern schwerer, gefährdender am Geist, an der Seele. Ich wollte nicht gesund werden. Ich wollte nicht leben. Ich begriff den Sinn des Menschendaseins nicht mehr. Woran sollte ich glauben? An Gott? An das Schicksal? Hohngelächter, rasende Wut, zermürbende Verzweiflung die Antwort. Gesundes, kräftiges, zukunftsreiches Leben wurde heimtückisch niedergeschlagen; krankes, verkrüppeltes, wertloses, ekelerregendes Leben, das den Tod ersehnte, schleppte sich von Jahr zu Jahr über die Erde hin. Ein Dutzend Doktoren — der Mehrzahl nach dumm und gewissenlos — Krankenhaus, Sanatorium, Klinik, Schmerzenslager daheim, schlaflose Nächte, grauenvolle Tage, nicht fähig, nicht willens zur Arbeit, von Allen — außer Einer! — gemieden, verlassen, aufgegeben, Verwandtenunterstützung, ergebnis-

lose Bettelbriefe an reiche „Freunde“ des neuen Berufes, Almosen aus Schriftstellerkassen: unter diesen Zeichen standen zwei grauenvolle Jahre.

Ich war aus der Wohnung im dritten Stock eines Hamburger Etagenhauses geflohen. In Blankenese hatten wir das Untergeschoß eines Häuschens gemietet. Sein winziger, hinter dem Bahndamm gelegener Vorgarten, in dem noch zu Beginn des Dezember Rosen blühten, die alten, der Allgemeinheit zugänglichen Parks Hamburger Kaufleute mit Rehen und Hirschen im Gehege, mit uralten Bäumen, Azaleengewoge und Rhododendronwäldchen, der Strand, das Wasser der Elbe, die verschwiegenen, bildsauberen, in Blüten untergesunkenen Dörfer des Alten Landes am jenseitigen Ufer — sie sahen mich gegen meinen Willen langsam gesunden.

Verschuldung durch die Krankheitsjahre des freien Schriftstellertums zwang mich, nach einem neuen Beruf Ausschau zu halten. Noch ehe ich bereit war, mich diesem Zwang zu fügen, noch ehe ich den ersten Schritt in die neue, notwendige Richtung getan hatte, traf mich, an einem Neujahrsmorgen, der Ruf Louise Dumonts, an der geplanten „Hochschule für Bühnenkunst“, die — dem Düsseldorfer Schauspielhaus angegliedert — als erstes Institut seiner Art staatliche

Geltung und Gleichberechtigung mit den andern Kunsthochschulen erhalten sollte, die Stellung des Leiters zu übernehmen. Ich wußte nicht, welche meiner bisherigen Leistungen sie zu diesem Angebot bestimmte. Mir war unbekannt, wer mich dafür in Vorschlag gebracht hatte. Meine Frau sah den Brief als Ruf des Schicksals. Ich nahm ihn als Bürde, der mein kranker Körper nicht gewachsen war. Vor allen andern Menschen zeigte ich das Schreiben meinem Arzt, dem Dreizehnten in der Reihe, einem überlegenen, willensstarken, alle Fläschchen und Mixturen hassenden Mann. Er riet zur Annahme. Ich widersprach. Er bekämpfte meinen Zweifel: Ich sei gesund, nur noch eines wäre nötig, daß ich mich gesund glaube. Ich türmte auf, was ich an Gegenbeweisen zusammenzuschleppen vermochte. Da forderte er die Annahme des Antrages. Denn nicht mehr Unterredungen, nicht Gründe und Gegengründe, nur noch Tatsachen vermöchten zu erweisen, wer Recht hätte, er oder ich. So fuhr ich denn — weil ich mir die Eisenbahnfahrt ungeleitet nicht zutraute, gemeinsam mit meiner Frau — nach Düsseldorf, um denen, die sehen wollten, zu beweisen, daß ich den ehrenvollen Antrag nicht annehmen könne. Zum ersten Mal stand ich Louise Dumont gegenüber, und der genialen, im widersprechendsten Sinne großen Frau, die jeden Menschen, den sie für ihr

Werk gewinnen wollte, bezaubert, verzaubert hat, gelang es, mich umzustimmen. Ich sagte Ja. Auf der Heimfahrt, im Eisenbahnzug, schrieb ich das Schlußgedicht des einzigen Werkes, das während der Krankheitsjahre zum Abschluß gelangte — denn der vorher begonnene Novellenband „Das Pentagramm der Liebe“ hat, jäh unterbrochen, noch Jahre auf seine Vollendung warten müssen — schrieb ich für meine „Kränze einem Kind gewunden“ diese Verse:

Wenn alle Wunden heilen —
nichts täte so mir weh.
Konnt ich aus mir enteilen,
daß ich mich nicht mehr seh?
Es schwindet wie ein Schemen
der Dornkranz meiner Stirne?
Mein Herz, Du läßt Dich nehmen
gleich einer stumpfen Dirne? —
Wirst — Du — je
zerschmelzen, meiner Firne
ewiger Schmerzenschnee?
Wenn alle Wunden heilen —
nichts täte so mir weh.

Ein halbes Jahr hernach siedelten wir von der Elbe an den Rhein über. An seinem jenseitigen, westlichen Ufer, halb-

wegs nach Krefeld, in einer kleinen Künstlerkolonie hatten wir, nun für uns allein, ein zweigeschossiges Haus mit einem hübschen Vorgarten straßenwärts und einem umzäunten Fleckchen Erde feldwärts, das in einen Wohngarten und einen Nutzgarten zerfiel, auf eine Reihe von Jahren gemietet. Alle Wege ins Leben, zum Schaffen zurück lagen offen. Ich stand am Fuß eines Gipfels, des zweiten Gipfels. Der Aufstieg konnte, sollte, würde von neuem beginnen.

Vier Wochen hernach war Krieg.

So wurde ich nicht nur Leiter der „Hochschule für Bühnenkunst", die man unter ein Notdach rettete und bis heute nicht in der geplanten Größe ausbauen konnte. Ich wurde zugleich Dramaturg des Düsseldorfer Schauspielhauses und Herausgeber seiner Hauszeitschrift, der „Masken", wurde Hilfsregisseur und was weiß ich sonst noch.

Das Leben zerfiel in zwei Teile, richtiger: es zerfiel in zwei Leben. Drinnen in der Stadt zermürbende Arbeit, Theateraufregungen, sachliche Kämpfe, persönliche Anfeindungen, Bewährung und Enttäuschung, Bestätigung und Verrat durch Kunst, durch gleichberechtigte, untergeordnete, übergeordnete Menschen; alles in der Hitze der Theaterluft schnell und geil emporschießend. Draußen in Haus und Garten, im Wald und am Rheinufer: Aufatmen, Heimkehr in wirklichem

und überwirklichem Sinn, Hingabe an das Eigene, das Eigentliche, immerbereite, keine Grenzen kennende Hilfe lieber Menschen eines kleinen, dem bürgerlichen Alltag entrückten Kreises.

Noch immer gehörte dem Schriftstellertum, gehörte der Mittlerarbeit im Dienste der Kunst ein großer, ein zu großer Teil der Kraft. Denn nun wurde diese Arbeit nicht mehr freiwillig sondern gezwungen geleistet; nicht mehr — vom Willen und Wissen gefordert — der eigenen Person wegen sondern — vom Beruf geboten — der Andern wegen getan. Aber das Dichtertum, das nach glückhaften Anfängen durch Krankheit und Krieg jahrelang gehemmt war, riß mehr und mehr Boden an sich. In sehr schneller Folge entstanden meine „Siderischen Sonette", meine „Godiva", das weitaus erfolgreichste meiner Dramen, die „Opfernacht"; gelangte das „Pentagramm der Liebe" zum Abschluß, das bis zur Stunde mein gelesenstes, sich dem fünfzigsten Tausend näherndes Buch geblieben ist. Alle vier Werke galten dem gleichen Lebenskomplex und suchten ihn mit den Mitteln der Lyrik, der Novelle, des Dramas künstlerisch zu bewältigen, zu läutern.

Nach anfänglich rückhaltloser, hingebungswilliger Beglückung war der Krieg sehr bald zum Ursprung unsäglicher

Marter geworden. Der kurze Militärdienst daheim in der Garnison endete mit monatelanger Lazaretthaft. Glaube und Jasagen gingen in Unglaube und Dawiderwüten über. Auch dieses Erleben wurde unmittelbar Werk: als „Kriegsrequiem“ (veröffentlicht in meinem vergriffenen „Kriegsbuch“), als „Symphonia bellica“ (bislang nur mit Zensurstrichen in den „Masken“ gedruckt) und als die „Freien Knechte“, die das Kleine Theater in Berlin uraufführte und während des Dezember 1918, da noch Kugeln Unter den Linden pfiffen, nicht nur des Abends sondern eine Zeitlang auch des Nachmittags unentgeltlich für die heimkehrenden Feldgrauen spielte. Zwei Tage lang mußten meine Frau und ich fahren, um aus dem besetzten Gebiet über den noch freien Brückenkopf Köln zur Uraufführung nach Berlin zu kommen.

Und doch war in dieser schweren herzverwirrenden Zeit das Geschick uns gnädig. Es schenkte zwei gesunde Kinder, ein Mädchen und einen Knaben. Es schenkte ein nachbarliches Künstlerhaus, das mit dem unsern durch hundertfache und hundertfältige Bande sich verknüpfte. Es schenkte zu dem nun räumlich entfernten Lebensfreund die Lebensfreundin, die bis heute Arbeit und Schicksal, Haus und Horst mit uns teilt. Es schenkte Anerkennung, Erfolg, Weggenossen, Jünger.

Künstlerisches Dokument des behüteten Glückes: das meinen Kindern gewidmete „Glockenbuch", das außer dem schon in Hamburg geschriebenen „Glockenfranzl" das Märchen „Nachtnix" und die Kindergeschichte „Hans Huwelmann" aufnahm. Künstlerisches Dokument des Glückes in die Weite, des Glückes aus der Weite: die „Gottgesänge". Die Widmungen, welche diesen zwölf biblischen Rhapsodien voraufgehen, nennen die Namen derer, welche mir in diesen Jahren am nächsten standen.

Aber mein Leben war ein Doppelleben. Ich diente zween Herren, nicht einem. So mußte ich noch einmal mich entscheiden. Diesmal lag der Gegensatz, der Widerspruch nicht, wie vor einem Jahrzehnt, außer mir sondern in mir, war er mir nicht vom Schicksal sondern durch mich selber aufgezwungen. Um Klarheit zu gewinnen, schrieb ich „Das Dritte Reich". Dieses esoterischste meiner Bücher nannte ich „Ein Glaubensbekenntnis". (Der Titel „Roman", der daneben auf dem ersten Blatt steht, ist nur eine Verleger-Verlegenheit.) Der Worte-Denker Johannes Plessen aus Lübeck steht dem Dinge-Denker Elias Holl aus Augsburg, der Grübler dem unaufhörlich Werfenden gegenüber. Und es ist kein Zweifel, wohin die Waage sich neigt.

Nur eine Frage der Zeit konnte es sein, bis diese innere

Entscheidung mein Leben auch äußerlich umgestaltete, neu gestaltete. Nach sechseinhalb Jahren endete die Arbeit am Düsseldorfer Schauspielhaus. Ich stand, wo ich schon einmal gestanden hatte: beim freien Schriftstellertum. Es schien der gleiche Punkt zu sein. Es war der gleiche Punkt. Aber er lag eine Spiralwindung höher. Als wir — nach Jahren aufreibender Theaterhatz endlich einmal zur Besinnung gekommen — die Augen aufschlugen, sahen wir zu unserem Entsetzen, daß wir nicht mehr in Deutschland sondern im Ausland wohnten; in einer Provinz, die noch immer ihren alten deutschen Namen trug, deren Bewohner nach wie vor deutsch sprachen, die aber Deutschland nicht mehr wie seit Urvätertagen zu freiem Schalten und Walten angehörte, sondern von Ausländern mit Gewehren, Kanonen und Tanks (obwohl niemand Widerstand leistete) in Besitz genommen war, von Belgiern mit braunen und Franzosen mit blauen Käppchen nach den Machtgesetzen siegreicher Feinde regiert wurde. Fort! Das stand im selben Augenblick fest, da wir unser Dasein gemeinsam überprüften. Aber auf die Frage: Wohin? wollte sich keine eindeutige Antwort finden. Länger als ein Jahr schlug das Seelenpendel: Nach Norden — nach Süden? Nach Norden — nach Süden? Dann stand es still: Nach Süden! Wille, Wissen hatten zugegriffen: Nach Süden! Ein Haus

am Ammersee wurde besichtigt und für gut befunden. Alle notwendigen Abmachungen waren getroffen. Es galt zur Schicksalsbesiegelung nur noch eines: Den Namen unter das notarielle Schriftstück zu setzen. Da riß das angehaltene Pendel sich los und schlug soweit wie nie nach der andern Seite aus. Unverkennbar sein Gebot: „Nach Norden!" Das Herz stimmte ein: „Nach Norden!"

So wohne ich denn also — nun schon seit mehr als sieben Jahren — in Mecklenburg am Ziegelsee, jenem neben dem Großen Schweriner See gelegenen schönsten Gewässer in der Nähe der Hauptstadt meines Heimatlandes, dessen südlicher Teil der Pfaffenteich mitten in Schwerin ist, dessen nördliche Spitze — wie der Süden von den Häusern Schwerins — von unserm Besitz umschlossen wird. Denn ein Stück der deutschen Heimaterde, das die einen groß, die andern klein nennen, je nach den Maßen, die sie in sich tragen, gehört mir; ein Stück Erde, das wir dem Schicksal in den schweren Jahren der deutschen Wirtschaftskrise abgetrotzt haben; ein Stück Erde, das gegen die unwillkommene Welt uns nichts angehender Menschen, nach der Landseite hin, durch Zaun und Tor geschützt ist, in das aber die willkommene Welt der Menschheit von drei Seiten her, über Wasser und Wiesen hin, ungehemmt eindringen kann; ein Stück Erde, über dessen

Schönheit noch jeder Empfängliche, der es zum ersten Mal sah, gejubelt hat, auf welchem denn auch während des Sommers der Gästereigen kaum je abreißt; ein Stück Erde, das wir — da sein Haus inmitten der alten Bäume so glückhaft, so geborgen nistet, daß man seiner erst im allerletzten Augenblick ansichtig wird — Frankenhorst getauft haben. (Ohne ck! Denn daß es für immer den Francks erhalten bleibt, wagen wir nicht zu hoffen; wohl aber, daß auch nach uns stets franke Menschen dort horsten.)

Ich habe im Rheinland vor vielen Jahren als persönliche Einleitung zu der Nebenluftausgabe einer meiner Novellen, die Worte geschrieben: „Ich träume manches Mal, wenn ich müde bin, von einem Häuschen an einem mecklenburgischen See, in dem ich ganz meinem Schaffen leben kann. Aber vielleicht ist auch das wieder ein Wunsch wie der vom Pastor und Professor, ein Wunsch, der nur im Märchenland erfüllt wird."

Im Märchenland? Schau um Dich, Herz! Was nennst Du Dein eigen? Ein altes großes Haus, darin Frau und Kinder und helfende Kräfte aus und ein gehen. Das Haus rundherum umschlossen von Park und Garten. Jenseits des schönen schützenden grünen Gürtels das Hüfeken. Darin der Sachwalter des Draußen, ein verheirateter Gärtner, und die

Sachwalterin des Drinnen, die Freundin aus Düsseldorfer Tagen. Weiterhin die Scheune mit Pferden und Kühen und Schweinen, mit Vorräten und Maschinen. Die Hofstatt eingeschlossen von den eigenen Äckern und Wiesen. Und das Alles umhegt auf den drei Seiten der Unendlichkeit durch die Wasser des Sees, von dessen jenseitigem aufgegipfeltem Ufer der Wald herübergrüßt.

Der Morgen gehört der Arbeit am Schreibtisch. Selbst Neider und Feinde haben die äußere und innere Fülle dessen, was die ersten sieben Frankenhorster Jahre an Schöpfungen schenkten, anerkannt. Denn es entstanden an Dramen: „Martha und Maria", „Geschlagen!", „Kanzler und König", „Klaus Michel", an Versen: „Tellurische Sonette", an Erzählungen: Die Novellen „Mutter, Tod und Teufel", „Septakkord" (mit der „Südseeinsel"), „Recht ist Unrecht", an Romanen: „Neta Koggenpoord", „Minnermann" und — in mancher Hinsicht eine Gattung für sich — „Der Regenbogen". Davon liegt das meiste in der einheitlichen Ausstattung der seit Jahren im Aufbau begriffenen Gesamtausgabe vor. Diese Fülle ist einzig dadurch möglich gewesen, daß in den Düsseldorfer, den Blankeneser, den Hamburger Zeiten neben Beruf und Krankheit vieles nur begonnen, nicht aber ausgeführt, manches nicht einmal begonnen werden konnte. Der Morgen

gehört der Arbeit am Schreibtisch. Der Nachmittag verbleibt der Arbeit in Garten und Feld, den Gästen, dem See. Abend für Abend erklingt Musik, vor aller andern die Johann Sebastian Bachs, Abend für Abend lauschen wir den Worten deutscher Dichter, alter und neuer, klassisch gesprochener und zeitlich gepriesener, vollendeter und ringender.

Blicke ich zurück, so erscheint außer Einem, das unfaßbar bleiben wird bis zu meinem letzten Atemzuge — außer dem Tod unseres gesunden ersten Kindes durch eine heimtückische Infektionskrankheit — auch das Sinnloseste in meinem Leben sinnvoll, auch das Zweckwidrigste zweckmäßig, auch das Schmerzvollste notwendig. Denn es ist wie das Glück, mehr noch als das Glück, meinem Schaffen zur Nahrung geworden. Demütig macht es zu wissen, daß in dem unübersehbar Vielfältigen immer und immer das Gleiche wiederkehrt. Daß, was sich stolz Entscheidung nennt, doch nichts anderes ist, als ein Sich-Auswirken von Kräften, bei dem man sich am reinsten und stärksten erweist, wenn man sie gewähren läßt. Aber es schenkt auch tiefes Geborgensein, wenn man erkennt, daß man Gesetzen unterworfen ist, die einem die Lebensbahn vorbestimmen gleich jenen Gesetzen, nach welchen die Gestirne den Lauf nehmen. Wissen? Erkennen? Das ist zuviel gesagt. Vielzuviel. Als Letztes bleibt Glaube. Der Glaube jener Art,

von dem es in der Bibel heißt, daß er eine gewisse Zuversicht dessen ist, das man hoffet, und ein Nicht-Zweifeln an dem, das man nicht siehet; der Glaube, der mit Händefalten sich zu den stillsten, im Krieg zum ersten Mal gesprochenen eigenen Worten bekennt:

Soviel auch Sterne fallen
allnacht vom Himmelszelt —
fiel keiner noch von Allen
hinaus aus Gottes Welt.

So konnt kein Herz verirren,
daß Gott es nicht mehr fand;
so keine Seel zerwirren,
daß sie aus Gott entschwand.

Laß, Schmerz, die Sehne schwirren!
Triffst, was Dir Gott erzielt.
Laß, Tod, die Sense sirren!
Fällst nur, was Gott befiehlt.

SLUB
Wir führen Wissen.

SLUB
Wir führen Wissen.

SLUB
Wir führen Wissen.

Hans Franck

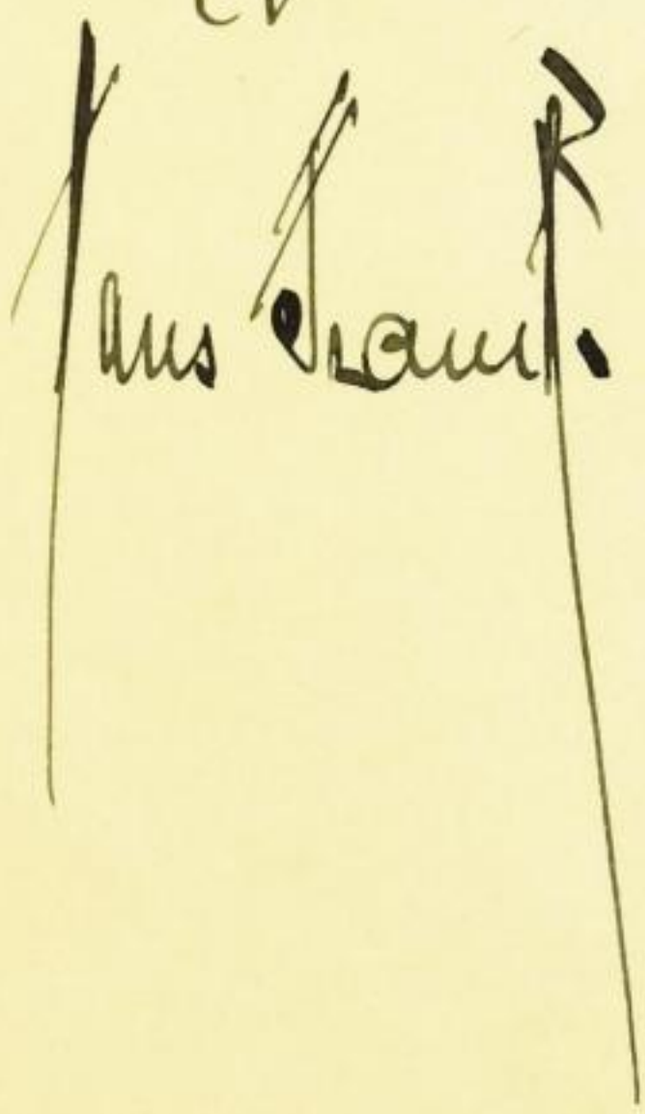
Mein Leben und Schaffen

wurde als einunddreißigste Gesamtveröffentlichung (achtzehnte außerordentliche) der Gesellschaft der Bücherfreunde zu Chemnitz, als vierzehntes Heft der Bekenntnisse, im März 1929 von der Buchdruckerei Adam in Chemnitz gedruckt. Von den 500 numerierten Exemplaren der einmaligen Auflage wurden die ersten 150 mit römischen Ziffern in der Presse numeriert und von dem Dichter unterzeichnet.

*

Dieses Exemplar trägt die Nummer

CV



Z.8° 2144

SLUB
Wir führen Wissen.

SLUB
Wir führen Wissen.

Datum der Entleihung bitte hier einstempeln!

Hinweise

Signatur	Stok
Z. 8° 2144	Jen

RS	Bub	AK
14 1929		Ri

	Titelaufn.	AKB
FK	Ri	17.6.80

Sit.: 1 Bl. Provenienz. 20.6. B

Bio K Bild K

SWK

Sonderstandort	Signum	Ausleihe-vermerk